Le chapitre V (*Medical Tourism during the High Roman Empire*) est le plus original. Il dresse un bilan des lieux que visitaient les malades et pèlerins en quête de guérison. L'auteur relève avec pertinence que le développement de ce «tourisme médical» allait de pair avec la sécurité assurée par la Pax Romana. Alexandrie, Éphèse et Pergame étaient les cités les plus fréquentées. Le patient y trouvait réunis des praticiens fameux, des divinités guérisseuses et des eaux thermales réputées.⁷

Les mises au point et compléments bibliographiques mentionnés n'ôtent rien à l'intérêt général de cet ouvrage d'introduction qui complète les ouvrages existants, plus documentés sur les sources archéologiques. Il montre bien comment un système de pensée commun sous-tend l'exercice de la médecine dans l'ensemble du monde romain à l'époque impériale. L'enseignant appréciera le recours à des sources écrites moins connues, parfois données de manière intégrale en texte original et en traduction.

Véronique Dasen, Université de Fribourg (CH)

The Fate of Anatomical Collections. Edited by Rina Knoeff and Robert Zwijnenberg. Farnham; Burlington, Ashgate 2015. xxi+305 p. (The History of Medicine in Context). £ 75.–. ISBN 978-1-4094-6815-8

Das Wissen vom Bau des menschlichen Körpers wird spätestens seit Beginn der Frühen Neuzeit in einem Spektrum unterschiedlicher Medien dokumentiert. Neben Text, Bild und Nachbildung gilt insbesondere das Präparat von Organen und strukturbildenden Geweben als probates Format, Aspekte des Körperinneren – aus der Zeit gestellt und im Modus eines «Bildes seiner selbst» (Hans Jörg Rheinberger) – zum Zwecke der Lehre und Forschung, früh aber auch schon für eine «öffentliche» Präsentation festzusetzen und zur Anschauung zu bringen. Gesonderte Präparatesammlungen entstanden europaweit zunächst auf den Anatomischen Theatern an den Universitäten sowie in größeren Städten, im 17. und 18. Jahrhundert insbesondere auch in privaten «Museen» ambitionierter Anatomen zuhause. Mit Beginn des 19. Jahrhunderts formierten sie die materiale Grundlage anatomischer, pathologischer und schließlich auch rechtsmedizinischer Institute einer akademischen Medizin. Parallel hierzu fanden sie ihren Weg um 1900 verstärkt in öffentliche Kampagnen der Gesundheitsaufklärung, in Hygieneschauen und -museen und reüssierten zeitgleich gar in den luriden Milieus des Panoptikums.

Trotz der großen Aufmerksamkeit, welche die *Körperwelten*-Ausstellung Gunther von Hagens' in den letzten Jahren auf sich gezogen hat, ist es heute vergleichsweise still geworden um die vielerorts noch existierenden anatomischen Sammlungen und ihre Präparate. Einige wenige, wie etwa die berühmte *Hunterian Collection* im Londoner *Royal College of Surgeons*, sind prominent und proper präsentiert. Die meisten jedoch fristen ein Schattendasein in schummrig ausgeleuchteten Fluren und Foyers oder sind gleich ganz weggesperrt und damit dem Vergessen und letztlich der Auflösung anheimgestellt. Die Medizin scheint in ihren didaktischen Anforderun-

⁷ Mais cf. les travaux sur ces lieux comme foyers de propagation de maladies en raison de l'eau changée de manière trop irrégulière, en dernier lieu: Mitchell, P.D., «Human Parasites in the Roman World: Health Consequences of Conquering an Empire», *Parasitology* (janvier 2016), 1–11.

gen und wissenschaftlichen Bedürfnissen über sie hinweg gegangen zu sein. Für sie künden diese merkwürdigen Dinge «nur mehr» von einer irgend gearteten Vergangenheit, von der man sich aber nicht gleich trennen kann und will, zumal die Objekte eigen sind und heikel, denn ihnen eignet immerhin ein Funke verlöschten Lebens.

In diesem intrikaten Schwebezustand zwischen Medizin, Ethik und Geschichte kommt der Sammelband *The Fate of Anatomical Collections* der niederländischen Kunstwissenschaftler und Wissenschaftsforscher Rina Knoeff und Robert Zwijnenberg zur richtigen Zeit. Vor dem Hintergrund der derzeit allort und auf vielen Gebieten boomenden materiellen Kulturen mit ihren prominenten theoretischen Ansätzen richten die Herausgeber mit ihren Autoren einen zumeist historisch gesättigten, kritisch nüchternen und damit höchst anregenden Blick auf die Geschicke exemplarisch ausgewählter anatomischer Präparatesammlungen in Westeuropa. Vielfach gelingt es in den Beiträgen, die grundlegende These des Buches – anatomische Präparatesammlungen sind hochfluide Gebilde, deren Identität sich über die Zeiten hinweg durch wissenschaftliche, technische, persönliche, gesellschaftliche und kulturelle Einflüsse nicht nur *peu a peu* wandelt, sondern sich punktuell bisweilen auch radikal neu justiert – nachhaltig zu untermauern und um eigene Aspekte zu bereichern.

So stellt etwa Andrew Cunningham über die in den 1830er Jahren durch Richard Owen vorgenommene Reorganisation der im 18. Jahrhundert in London begründeten Sammlung John Hunters die sehr berechtigte Frage: Wieviel Hunter steckt heute eigentlich noch in der Hunter Collection? Owen unternahm seine aufwändige Resystematisierung mit der erklärten Absicht, Hunter in seinen Präparaten als modernen Anatomen zu markieren. Owen «erfand» Hunter als *den* vergleichenden Anatomen der ersten Stunde. Das machte den Sammlungsgründer letztlich bis heute anschlussfähig, entsprach aber, so Cunningham, weder Hunters Interessen und Forschungsprogramm noch der Ausrichtung seines Museums.

Tim Huisman lenkt am Beispiel Leidens den Blick über auf das institutionelle Umfeld anatomischer Sammlungen hinaus in den privaten Sektor. Für das 17. und 18. Jahrhundert waren in dieser für die Entwicklung der Medizin in der Frühen Neuzeit so wichtigen Stadt individuelle Anstrengungen ambitionierter Anatomen für den Aufbau wissenschaftlicher Präparatesammlungen von großer Bedeutung. Auch wenn die Bestände letztlich in die universitäre Sammlung aufgenommen wurden, blieben sie dort für längere Zeit als Ensemble separiert, gesondert fachlich genutzt und für einen privaten Unterricht durch den Sammler vorbehalten. Demgegenüber galten die überkommenen Bestände der Einrichtung spätestens im 18. Jahrhundert als veraltet, fanden jedoch als Touristenattraktion Beachtung.

Gleichfalls am Beispiel Leidens widmet sich Hieke Huistra einem Grunddilemma im fortgesetzten medizinischen Gebrauch anatomischer Präparate. Für einen zeitgemäßen Einsatz etwa in der Lehre müssen sie immer wieder überarbeitet, auf gewandelte Auffassungen hin neu bestimmt und letztlich neu etikettiert werden. Damit droht der Kontakt zu ihren ursprünglichen Herstellungskontexten verloren zu gehen, und sie laufen Gefahr, von ihrer Geschichtlichkeit gekappt zu werden. Die Auswirkungen einer derartigen Dehistorisierung werden heute als besonders schmerzlich empfunden, zumal anatomische Präparate nicht nur weiterhin ein Angebot für Forschung und Lehre darstellen, sondern inzwischen auch zu hoch interessanten Quellen der historischen Forschung geworden sind. Um sie als Quellen nicht zu verlieren, bedarf es, wie in Leiden unternommen, teilweise aufwändiger historischer

«Rückverknüpfungen». Eine wichtige Stimme weist Huistra dabei dem heutigen Museumsbesucher zu. Im Blick auf die ausgestellten Präparate fordert dieser eine vielschichtige Perspektivierung ein.

Tanja Buklijas verfolgt den Wirkungskreis anatomischer Sammlungen am Beispiel der urbanen Sphäre Wiens bis weit in den populären Sektor hinein. Ihre Studie kreist um die kunstvoll gefertigten Korrosionspräparate Joseph Hyrtls. Sie verortet den Ansatz des Wiener Anatomen in der spätbarocken Sammlungstradition, die Mitte des 18. Jahrhunderts in der Kaiserstadt auf anatomischem Gebiet neben fachlichen insbesondere auch theologische, moralisierende und ästhetische Ansprüche einzulösen trachtete. Mit Blick auf die soziokulturellen Umbrüche, die auch in Wien im Jahre 1848 mit einer naturwissenschaftlichen Neuausrichtung der Medizin und Neudefinition einer rationalen Klinik zusammenfielen und revolutionär kulminierten, geriet Hyrtl mit seinen Präparatetechniken und privat sowie ökonomisch ausgerichteten Sammlungsstrategien ins Hintertreffen. Vor dem Hintergrund eines auf kleinste Gewebe, Zellverbände und Bakterien gerichteten Interesses galten seine makroskopischen Artefakte fachlich als veraltet. Eindruck machten sie jedoch noch einmal auf dem Wiener Vergnügungspark, dem Prater (wo es seit 1871 in Hermann Präuschers Panoptikum ein Anatomisches Museum gab), als sie dort 1873 auf der Wiener Weltausstellung als Ausweis des nationalen Fortschritts im Bereich von Unterricht, Kultur und Ökonomie gefeiert wurden.

Wie schwierig der wissenschaftliche Umgang mit populären anatomischen Sammlungen zuweilen sein kann, stellen Alfons Zarzoso und José Pardo-Tomás in ihrer Studie über das Roca Museum unter Beweis, das in den 1920er Jahren eine besondere Attraktion in Barcelona darstellte, im Spanischen Bürgerkrieg für lange Zeit unter Verschluss geriet und schließlich in Teilen 1996 durch den Belgischen Sammler Leo Coolen aufgekauft wurde. Seither wurden einzelne Stücke daraus in mindestens drei größeren und ambitionierten Ausstellungsprojekten – unter anderem in der Präsentation *Exquisite Bodies* in der Londoner *Wellcome Collection* – einer breiteren interessierten Öffentlichkeit gezeigt. Die dürftigen, durch keinerlei weitergetriebene Forschung ergänzten Informationen, die in knappen Legenden ihren Niederschlag fanden, dokumentierten, so Zarzoso und Pardo-Tomás, letztlich nur die fortgesetzte Ignoranz gegenüber den rätselhaften Objekten.

Marieke Hendriksen und Fenneke Sysling thematisieren in ihren beiden auf niederländische Sammlungsbestände ausgerichteten Studien anatomische und anthropologische Präparate als sensible Objekte. Sowohl die von Hendriksen untersuchten mit Kunstperlenbändern «geschmückten» Föten, die aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert stammen und einen afrikanischen oder asiatischen Ursprung haben oder vielleicht nur zugewiesen erhielten, als auch die Schädelpräparate aus Java, Borneo und Neuguinea, deren Geschicke Sysling im Anatomischen Museum Leiden und im Amsterdamer Tropenmuseum untersucht hat, machen eins deutlich: In der weitgreifenden, vor dem Hintergrund des breit angelegten postkolonialen Diskurses geführten Debatte über den Umgang mit diesen «menschlichen Überresten» ist die Frage nach der Provenienz der Objekte entscheidend. Als schwierig erweist sich dabei vor allem, dass die zeitgenössisch erfolgte Dokumentation der Befunde an den Objekten auf eine Notation der Erwerbsumstände und letztlich auch der im Objekt eingeschriebenen Person keinen Wert legte. Zwar mag es, so Hendriksen, einfacher erscheinen, derartige Objekte aus den Schauregalen zu entfernen und wegzuschließen.

Produktiver, wenngleich schwieriger, sei es aber, sie ausgestellt zu lassen und das Unwohlsein im Betrachter zum Thema zu machen.

Sam Alberti wendet sich am Beispiel der von ihm bis vor kurzem geleiteten *Hunterian Collection* in London den Herausforderungen zu, die anatomische Präparate für die aktuelle Sammlungs- und Ausstellungspraxis in einschlägigen Museen darstellen. Er beginnt seinen Beitrag mit dem sehr richtigen Satz, dass Museen in diesem Fall im Prinzip «unregierbare Objekte» (S. 231) bändigen müssen. Sie sammeln sie, bringen sie in eine Ordnung, rahmen sie mit Bedeutung und machen sie lesbar. Dahinter steckt, so Alberti, sehr viel Arbeit. Alberti plädiert deshalb insbesondere dafür, den Präparationstechniken und -technikern deutlich mehr Aufmerksamkeit zu widmen, um das hier vorfindbare, oft übersehene oder nicht aktiv erfragte, implizite wie explizite Wissen in die historische Analyse einfließen zu lassen.

Karin Tyberg sieht große Parallelen zwischen anatomischen Sammlungen und modernen Biobanken. Nach ihrer Analyse nutzen auch Biobanken alte Diagnosen, um gegenwärtig zu befundende Krankheiten zu bestimmen. Sie stellen ebenso einen materiellen Kurzschluss zwischen klinischer und medizinischer Forschung auf der Grundlage von organischem Patientengewebe her und sie bedienen sich ausdrücklich gängiger anatomischer Museumspraktiken: Sammeln, Erhalten, Registrieren, Kategorisieren und Einlagern menschlicher Gewebe. Daher kommt Tyberg zu dem Schluss: «Die Biobank lässt sich als ein biomedizinisches Museum begreifen.» (S. 277)

Auch wenn man Rina Knoeffs Vorschlag nicht gänzlich teilen mag, die emotionalen Reaktionen auf anatomische Präparate in Analogie zur Haltung gegenüber Reliquien oder Fetischen zu setzen, bleibt die Frage nach einem würdigen Umgang mit «menschlichen Überresten» in anatomischen Sammlungen. Ein wunderbares Beispiel für eine gelungene und zeitgemäße Form, sich derartigen Präparaten angemessen zu nähern, liefert Ruth Richardson in ihrem poetischen Prolog zu diesem Buch. Höchst kenntnisreich und außerordentlich einfühlsam gibt sie in ihrem fiktiven Text *Organ Music* einer Person im Präparat ihre Stimme wieder und den anderen mit ihr versammelten Individuen eine fortgesetzte Persönlichkeit zurück: Mrs. Paget, die Reinigungsfrau des Anatomieprofessors, berichtet – doppelt von ihrer Krankheit gebeugt als Präparat im Glasschrank an der Tür stehend – lakonisch, humorvoll und mit großer Sympathie von den Geschicken ihrer Mitstreiter auf den Regalen der Vitrinen in den Fluren.

Der vorliegende Sammelband öffnet das Feld für eine fortgesetzte und fortzusetzende Beschäftigung mit anatomischen Sammlungen und Präparaten in multiperspektivischem Ansatz. Die in den Beiträgen teilweise von Foucault ausgehend über Latour hinaus in Anschlag gebrachten theoretischen Ansätze versprechen im Zugriff auf die in vielfacher Hinsicht mehrdeutigen Objekte nicht nur für die medizin- und Wissenschaftsgeschichte, sondern auch für die Kunst-, Kultur- und Sozialwissenschaften ein hohes Befragungs-, Analyse- und Erkenntnispotential. In diesem Sinne ist der 2012 auf der Tagung, die diesem Sammelband zugrunde liegt, verabschiedeten *Leiden Declaration on Human Anatomy/Anatomical Collections*, die am Ende des Buches mit abgedruckt ist, nur uneingeschränkt zuzustimmen.

Thomas Schnalke, Medizinhistorisches Museum der Charité, Berlin (DE)